

Christoph Bohms Ferkelkauf.

Mutter Bohm hob gerade ihren Kaffelumpen, den sie mit beiden Händen umspannen mußte, zum Munde, als sich die Gardine des Altovens bewegte.

„Aha!“ sagte Frau Bohm und nickte.

Und sie nickte zum zweiten Male, als sich die Gardine nach einigen zwieselförmigen Bewegungen nun auch oben auseinandertat und ein rotes, müßiges Gesicht in dem Spalt erschien: „Prof! Mahlgeld!“ sagte Frau Bohm. „Wann Du heimgekommen bist, weiß ich nicht.“

Christoph Bohm fuhr in die Hofen; er überhörte die Frage. Er schürzte mit einem Pantoffel zur Spiegeltür, wo der Kalender hing und suchte dort anscheinend sehr eifrig mit den Augen herum: „Heut ist Viehmarkt!“

„Schämen würd' ich mich!“ Frau Bohm sagte es über ihren Kumpfen hinweg.

„Wir müssen ein frisches Ferkel haben, Mutting. Es ist die höchste Zeit.“ Er beulte sich mit seinem Anzug.

„Als es zwei schlug, warst Du noch nicht da.“

„Die Ferkel werden mit jedem Markt theurer. Es hilft nichts, Mutting, ich muß in die Stadt. Ein neues Kopsfuch brauchst Du auch.“

„Nicht überläßtst Du nicht, Christoph. Mein Kopsfuch ist gut genug.“

„Brauchten wir ein Ferkel oder brauchen wir kein?“

„Wir brauchen's schon lange. Aber was es Dir nicht immer zu weit in die Stadt?“

„Heut' ist's mir just nicht zu weit.“

„Graben auf dem Ader thät Dir besser.“

Christoph Bohm hatte seinen ganzen roten Kopf in der Watschküffel und hörte also nichts.

Frau Bohm umklammerte ihren Kumpfen: „Die Männer...“ Ein Seufzer.

Ihr Mann trocknete sich mit vielem Geräusch ab: „Sie werden auf zwölf bis fünfzehn stehen. Ich will sehen, daß es billig wird.“

„Drei Gasthäuser sind an der Straße.“

„Wenn Du mir zur Vorsicht zwanzig Mark mitgeben wolltest, Mutting... Sie steigen von Markt zu Markt.“

„Hilft Du mich für dumme, Christoph?“

„Nein, so vermessene war Christoph wahrhaftig nicht. Er seufzte nur: „Die Weiber...“

„Sie einigten sich auf siebenzehn Mark. Eine Viertelstunde später stand Christoph in der Haustür und faate: „So um Kaffezeit bin ich wieder da.“

„Bergig es nicht. Sonst...“

Christoph schenkte seiner Frau die Rede, schloß die Thür, schwang vergnügt den Stock und pfiff sich eins. Bis zur Markthaus waren zwei Stunden. Da konnte er den heißen Kopf ordentlich auslüften. Der Frühlingstag war frisch und hell; über die jungen Saaten stieh ein leiser Wind, und oben in der Sonnenhelle trillerten die Lerchen.

Dann kam der Wald, ein kleiner Hügel, und gleich dahinter lag das erste Wirtshaus. Christoph sah nach der anderen Seite und ging vorüber. Beim zweiten hätte er es beinahe ebenso gemacht. Aber hier liefen mehrere Straßen zusammen: das Gasthaus sah voll von guten Bekannten. Die meisten waren schon zurück vom Markt; der Wirth hatte alle Stühle voll von Kälbern, Ziegen, Ferkeln, die seinen Gästen gehörten. „Na, guten Tag muß man sagen, und ein Glas in stehen wird die Rechte weiter nicht überleben.“ Christoph schüttelte einem Duzend Bekannten die Hände: „Hinsehen ihu ich nicht. Ich hab's meiner Alten versprochen: um die Kaffezeit bin ich wieder daheim. Außerdem: wenn ich zurückkomme aus der Stadt und Ihr seid noch da, können wir schnell noch eins anstoßen.“

Sie lachten und protestierten; gleich gingen sie nach Haus, und er solle nur lieber gleich... Einer mischte schon die Karten.

„Nein.“ Christoph rüß sich los.

Ein wunderbares Hochgefühl schwelgte seine Brust, als er seines Weges weiter ging. Es war schön, hart zu sein gegen sich selbst. Das dritte Wirtshaus sah er gar nicht an. Du Mutting, Mutting, wie wirst Du Dich wundern, wenn ich um die Kaffezeit mit meinem Ferkel anspaziert komme. Die Rede wird's Dir verschlagen, die schöne Rede, auf die Du jetzt schon frinn!“ Christoph lachte triumphierend vor sich hin.

„Was ging gut in der Stadt, Christoph kaufte ein frisches Ferkel für 12 Mark, oh eine Kleinigkeit und war kurz nach der Mittagszeit schon wieder vorm Thor auf dem Heimwege.“

„Du Mutting, Mutting, wie wirst Du Dich wundern!“ Christoph wunderte sich fortgesetzt.

Bis er zum Wirtshaus an der Straßenecke kam. Natürlich saßen sie noch alle da, hatten schon geröstete Köpfe, spielten Karten und liehen einen Musikautomaten bodeln. Es ging sehr lustig zu. Christoph nahm wieder „nur Eins in stehen“. Die anderen stießen die Köpfe zusammen, flüsternd miteinander, lachten, schlugen sich auf die Knie vor Vergnügen — und dann stand der Wirth vom Kartenspiel auf, sagte, er müsse Christophs Ferkel füttern, und dieser

Sollt ihm beim Spiel für den Augenblick vertreten.

Christoph wollte erst nicht. Aber dann drückten und zogen sie ihn auf den Stuhl.

Wenn Christoph Bohm sich, dann sah er.

Aber als der Wirth die Polzeistunde anlangte, wollte er's nicht glauben und schrieb den anderen ins Gesicht, daß er zur Kaffezeit dabeim sein solle. Ueberhaupt: wer ihnen hier zu befehlen habe, ob sie keine rusbigen Staatsbürger seien und so weiter. Er schlug auch öfter auf den Tisch dabei.

Aber das nützte nichts. Der Wirth drängte alle vor die Thür, gab ihnen im Dunkeln — es war eine finstere Nacht — je einen Strid in die Hand und ließ Christoph Bohm zuerst abmarschieren. Er hörte sie noch eine ganze Weile lachen. Christoph schimpfte vor sich hin; er hatte ein unbekanntes Gefühl, als ob sie sich über ihn lustig machten. Außerdem ärgerte er sich, weil Mutting Bohm nun doch ihre Rede halten würde. Und drittens reizte ihn das Vieh da am Strid. Heute Mittag war's so ruhig gegangen, aber jetzt war es wohl ganz wild geworden. Bald kochte es hinten, daß er es mit Gewalt weiterziehen mußte; dann trabte es in solchen Sprängen vorwärts, daß er laufen mußte und über seine eigenen Füße stolperte. Das ging so eine Stunde lang. Aber beim kam er doch. Hundemüde, schmutzig und im Schweiß.

Es war noch Licht in der Stube. Mutting Bohm wartete. Mit zusammengekniffenem Gesicht, wie er von außen gesehen konnte.

„Ein feines Thier, Mutter! Und billig! Sechzehn Mark!“ Die Speise hatte er dazu geschlagen. Er zog mit aller Macht an dem Strid. „Will denn das Vieh nicht rein?“

„Endlich kam es doch.“

„Christoph!“

„Ja, was war denn das? Christoph Bohm sah ganz verstört auf das Thier.“

Er hatte einen jungen Ziegenbock am Strid.

Und nun kam eine Rede, wie sie Mutting Bohm in ihrer zwanzigjährigen Ehe so noch nie gehalten hatte.

Das künftige Löwengebrüll.

Es ist eine gewagte Sache, einen Löwen in einem Theaterstück brüllen zu lassen, und die Handwerker im Kopsfuch des „Sommernachtstraumes“ sind vorsichtig genug, um ihren Löwen erst erklären zu lassen, daß er eigentlich gar kein Löwe, sondern Schneid, der Schneider, ist. Ein moderner Theaterdirektor aber rechnet mit anderen Sensationen; er will möglichstste Naturwahrheit auf die Bühne bringen, und auch den Löwen so brüllen lassen, wie eben der König der Thiere brüllt. Der „Wendelstein“ weiß eine Geschichte zu erzählen, in der dieser Versuch für einen englischen Theaterdirektor unerwartete Folgen hatte. Er brauchte in einem Stück unbedingt Löwengebrüll, und da er doch unmöglich eine solche Bestie hinter den Kulissen aufstellen konnte, so kam er auf den ominösen Einfall, einen Löwen in den Phonographen brüllen zu lassen. Ein Apparat wurde in dem Löwenkäfig des Zoologischen Gartens aufgestellt, aber das Thier, gärgert über das merkwürdige Instrument, zerbrach sich mit einem Heul seiner Lagen. Ein zweiter Versuch ward unternommen: der Phonograph wurde außerhalb des Käfigs aufgestellt und hinter ihm ein Stück Fleisch in die Höhe gehalten, so daß der Löwe brüllend auf den Trichter aufsprang. Selbig zog der Direktor nun mit dem Phonographen ab, und am Abend erschallte an der entscheidenden Stelle ein so furchtbar rollendes Löwengebrüll, daß die Zuschauer voller Angst aufsprangen und wie wahnsinnig zu den Saalthüren hinausdrängten. Der Löwe hatte das Publikum aus dem Theater herausgebrüllt.

Kaiserpalaß und Amphitheater in Triest.

Die von dem Professor Gary in Berlin angeregte Idee vom Wiederaufbau des römischen Kaiserpalaßes hat in der Triester Bürgerschaft eine gewisse freudige Erregung hervorgerufen, die trotz eines in der künftigen Zeitungs seinerzeit abgedruckten Vortrages des Triester Regierungs- und Baurats v. Behr mit seiner nüchternen Auffassung der ganzen märchenhaft klingenden Sachlage und den schweren Bedenken über die praktische Ausführbarkeit des Planes noch immer anhält und einflußreiche städtische Vereine zu einer regen Werberarbeit aneifert. Wenn nun auch die Verwirklichung des Riesenplanes noch in weiter, weiter Ferne liegt, so ist doch die theilweise Wiederherstellung eines anderen bedeutamen römischen Altkempens in Aussicht genommen. Die Regierung beabsichtigt, das Amphitheater nach und nach zu ergänzen. Die Arena soll gerabnet und zunächst ein Theil der Zuschauerreihen wieder hergestellt werden. Sobald diese Arbeiten in der Hauptfläche erledigt sind, wird die Arena für Volks- und ähnliche Spiele freigegeben.

Berlimum.

Unteroffizier (zum Retzuten, der ein Podet mit Wurst auspakt): „Was ist denn das, Huber?“

„Ein Gruf aus der Heimath!“

„Hat der Vater mich nicht auch grüßen lassen?“

Gebrochene Fesseln.

Stizze von Maxim. R. Schenk.

Der Großkaufmann Karl Metz sitzt mit seiner Gattin beim Morgenkaffe. Stimmung gedreht. Unmuth. Erregte Worte. „Schafstopf von Junge! Läßt sich da überumpeln! Diese Mütter! Goethe hat recht. Und nun gar diese englischen. Man weiß ja — machen förmlich Jagd auf die deutschen Töpler. Legen geschickt die Netze, und einmal in's Garn gegangen, lassen sie keinen wieder locker. Und arm noch dazu! Schreibt's ja deutlich: Familie Lewis ist sehr reich, aber arm. Arm! Darum ist der Bengel nach Liverpool gegangen, um sich eine arme Frau zu nehmen. Und nicht einmal eine Position! Diese Auskunfts-Vater Magazinverwalter, Mutter Steuerernehmer Tochter. Vermögenslos. Eintommen circa dreihundert Pfund. Leben scheinbar über ihre Verhältnisse. Vermuthlich um die Tochter an den Mann zu bringen. Da hast du's! Hervorragende Partie, die dein Goldhörnchen da macht. Aber du bist schuld daran. Immer romantische Schwürle. Kleinste Hütte, Liebe, Sonnenschein. Jawohl! Lebt sich schlecht davon bezugantag! Na kurz und gut, ich sage dir, aus der Geschichte darf nichts werden. Hörst du!“

Emmy Metz nicht schweigend. Auslösen lassen. Widerspruch macht die Sache noch schlimmer. Uebrigens ist auch ihr die Wahl ihres Walterchens ganz unympathisch. Hatte immer geträumt, könnte in höchsten Kreisen antopfen. Mindestens doch aus der heimischen haute finance oder Großindustrie würde er ihnen die Schwiegereltern bringen. Und nun! Ihr Mann hatte ganz recht. Aus der Fessel durfte nichts werden. Aber wie den Bengel abbringen? Und die Eltern! Im freien England nimmt man's genau mit Verlobungen und Eheversprechungen; besonders „solche Leute“. Sie ließ den Brief noch einmal. Feuer und Flamme. Wird schwer sein, ihr umzustimmen. Fassen wir das Ding also von einer anderen Seite. Sie überlegt, indeß Karl Metz noch ein Mal über das andere einen „Giel“ schafstopf! Dummbrian! hervorhößt.

„Nun, was meinst du, müssen doch etwas thun?“

„Läß mich nur machen! Werde Mißes und Mh Lewis heute noch zu uns einladen.“

„Du bist von Sinnen!“

„Frau Emmy läßt sich nicht beirren.“

„Ach denke, ich werde den Jungen los-eifen.“

„Auf die Art.“ Spottet Karl Metz. Dann fügt er sich brummen. Manche ist ihrer Klugheit schon gelungen.

Frau EmmyMerz aber legt sich hin und schreibt an Frau Lewis. Rühle Mitte zwischen hofflich und herzlich. Zusage schon nach einigen Tagen.

„Da haben wir die Bescheidung! Was nun! Mir vorauszuheben, daß die pauvre Bande die Gelegenheit bei allen vier Pfählen nahm. Und wer bezogt den Thee? Wir!“

„Kleine Speise erpsten oft die großen. Hast du's nicht oft gesagt?“

Der Tag der Ankunft naht heran. Alles vorbereitet. Einfachheit überall. Aller Luxus entfernt. Unmoderne Kleider hervorgeholt. Glattes weißes Sechzire aus früherer Tagen. Gewöhnliches Glas, Tafelbesteck aus der Zeit, da man noch bescheiden war. Grobes Hausmacherleinen für Tisch und Bettwäsche. Geringe Gardinen.

Tochter Trudi freut sich unendlich und hat weder mittelholpen an der Rückgestaltung des sonst so fein möblichen Hauses. Gut genug, — gut genug für „die“.

Eine Woche sind sie schon da. Der Empfang war freundlich gewesen. Dann Enttäusung und immer längere Gesichter bei Frau und Fräulein Lewis.

Ein luxuriöses Haus hatten sie zu finden gehofft. Und nun dieses Spießbürgerthum! Deutsche Hausmutter! Einige Klagen über Verluste, Niedergang der Geschäfte! Einschränkungen! Einschränkungen, der Reform aller Gespräche der Frau Emmy Metz. Und wie unkomfortabel! Keine geschulten Diensthöten — machen alles selber! Shodung! Und Ideen! Zwei Jahre Verlobung! „Was meinst du, Max? Thun ja gerade, als wäre der Sohn noch ein Baby. Wer weiß, ob sie ihn überhaupt je selbständig werden lassen. Zweifelhafte Zukunft für ein junges Paar in solcher Familie. Ich meine... ich denke... ich glaube, unter diesen Umständen ist es besser für euch beide... für uns... für alle...“

Mary's praktischer Sinn erthät, was die Mutter sagen will. „Natürlich, liebe Mutter, ganz wie du denkst.“ Auch sie hatte sich doch alles ganz anders vorgestellt und ihre Liebe zu Walter ohne den verblüffenden Sonnenschein des Reichthums. Nein, Mutter wollte nur ihr Bette.

Nachmittags packen sie die Koffer. Dringliche Nachrichten von zu Hause. Lieben elegante Abendkleider für jede. Keins angehabt. Schöne Reife, die wir da gemacht haben zu diesen Spießbürgern. Sind ja noch wenigstens fünfzig Jahre zurück. Unterste Kulturstufe. Abschied förmlich und feierlich. Tausend Dantesworten für alle Aufmerksamkeit. Versprechen, bald vor sich hören zu lassen. Auf Wiedersehen in Liverpool. Taschen-scherzwinken, bis der Zug die Kurve gemacht und verschwunden ist.

Dann drei Kreuze von Brudi, der Tochter.

Wieder sitzt Karl Metz mit seiner Gattin beim Morgenkaffe. Stimmung froh und heiter. „Schafstopf von Junge! Macht uns die bittersten Vorwürfe. Hätten wahrscheinlich die Damen nicht freundlich genug aufgenommen. Nur gut, daß er die Sache am Ende so kühl-vernünftig aufsaßt.“ Frau Emmy Metz blickt verwundert und fragend. „Na ja, abgeschrieben hat ihm Mary Lewis. Ihm sein Wort zurückgegeben. Und hier der Brief der Frau Mutter. Sehr artig und schonend. Mary würde sich doch vielleicht in deutschen Verhältnissen nicht ganz wohl fühlen u. f. w.“ Gottlob! Rationalgefühl! Jede manchmal eine willkommene Sache. „Und wer war's, der es so weit gebracht?“ triumphirt Frau Emmy. „Gib dir gleich gesagt, werde den Jungen los-eifen. Nun will ich aber gleich schreiben, daß er sich in Zukunft vorsehen mag, das gute Walterchen, denn nicht immer endet solche Fesseln mit gesprengten Fesseln.“

Nr. 17.

Der Schnellzug hat die Wärrerbude Nr. 17 passiert. Die Signalfarbe klappt herunter, schwimmt noch ein paar mal auf und ab und steht dann still. Eine dünne, blaue Rauchsäule steigt fast senkrecht aus dem Kamin des aus Backsteinen errichteten Häuschens in die klare Abendluft.

Die Bohnen blühen in dem kleinen Garten, der ans Haus stößt, rote und weiße, bunt durcheinander. Grillen zieren — es ist so heimlich still in diesem Erdennickel, daß mancher der Vorüberfahrenden ihn um seinen Frieden bereiden möchte.

Der Bahnwärter, ein mittelgroßer, breitschultriger Mann mit sonnenbranntem Gesicht und hellen, gutmüthigen Augen, hat die Barriere, da, wo die Schaulie über den Bahndamm führt, emporgezogen und schaut nachdenklich auf die blanken Schienenstränge, die schurgrade fortlaufen und in der Ferne sich mehr und mehr zu nähern scheinen, bis sie ineinander übergeben. Er lächelt in sich hinein; die Stunde, die jetzt kommt, ist die köstlichste des ganzen Tages: durch sein lärmdes Glockensignal, seinen schrillen Lokomotivpfeiff gehört, kann er auf kurze Zeit ausrauchen von dem anstrengenden Dienst.

Er tritt in den niedrigen Raum, legt ein paar Scheite Holz auf das noch glimmende Feuer in dem kleinen eisernen Ofen und setzt sich mit der Pfeife ans Fenster, wo er das Feld seiner Thätigkeit übersehen kann.

„Ein Jammer ist's doch, ungemüthlich einsam.“ denkt er, während er die Pfeife in Brand setzt, und dann ver-sinnt er, wie jeden Abend, in Träume.

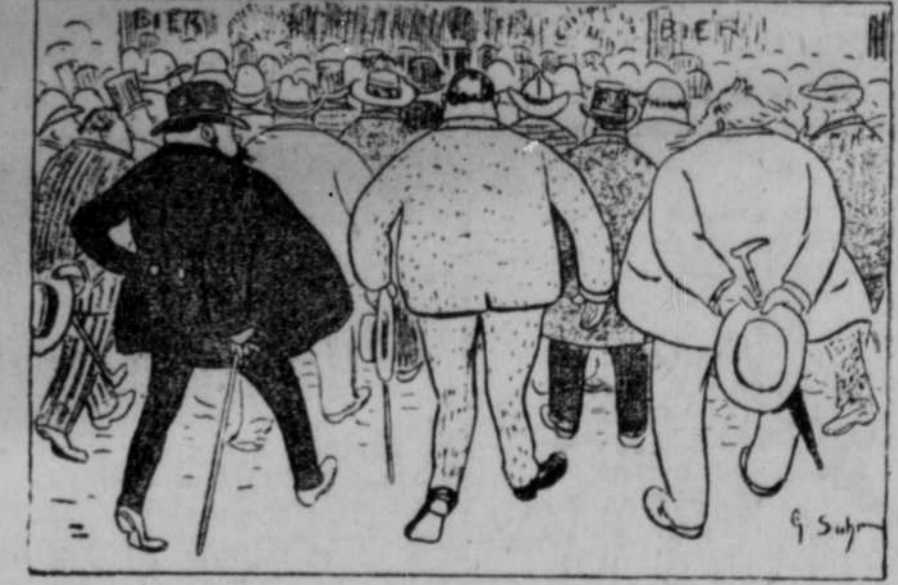
Eine Verlobung hatte er damals erhalten und eine Medaille — die lag mit den übrigen Kostbarkeiten und Erinnerungen aus der Jugend im untersten Schubfach seiner Kommode, das er von Zeit zu Zeit austrakte. Er hatte den Nachzug auf freier Strecke angehalten und dadurch ein großes Unglück verhindert. Infolge lang anhaltender Regengüsse war der Bahndamm gerutscht, an einer Stelle, wo eine scharfe Kurve dem Lokomotivführer den Ausblick über die Strecke nicht gestattete. Eine Scene der Verwirrung war damals entfallen, als der Zug im Dunkel der Nacht bei strömendem Regen hielt. Im Augenblick hatte man ihn umringt und mit Fragen bestürmt, man priess ihn begeistert als den Retter aus Todesgefahr, und er hatte Mühe genug gehabt, all dem Lärm aus dem Wege zu gehen. Nein, nicht allem Dank! Dem freundlichen, sanften Blick aus zwei braunen Mädchenaugen war er nicht ausgewichen, auf die Frage zweier rother Lippen hatte er gern geantwortet und beim Abschied den Druck der garten Finger herzlich erwidert. Das war damals sein Lohn gewesen, denn alles das, was die Zeitungen schrieben, die Belobigungen von Seiten der Borgelegten, die klingende Belohnung und die glänzende Medaille — alles hatte ihn wenig berührt. Er war bescheiden und ruhig auf seinem Posten geblieben. Vielleicht fuhr sie doch noch einmal vorbei und erinnerte sich und lächelte ihm freundlich zu, das vornehme, schöne Fräulein, ihm, dem Bahnwärter auf Bude 17. Was das für dumme Gedanken waren!

Die Signalglocke weckt den Träumer mit drei kurzen, harten Schlägen. Das ist der machende Ruf des Alltagslebens, der die Schliergebilde der Phantasie zerreiht, und er folgt ihm

Draußen geht gerade die Sonne unter und röthet weißlich den Himmel. Fern läutet eine Vesperglocke, von der Kirchturmspitze leuchtet das goldene Kreuz herüber. In die friedliche Abendstille hinein tönt wie ein Wehklagen das rasselnde Geräusch des herannahenden Wagens. In den Laternen der Lokomotive, die Nachts wie Dämonenaugen feurig glühen, bricht sich der letzte Sonnenstrahl.

Der Bahnwärter steht stramm, als der Zug vorbeifahrt, und alle Instassen wissen, daß sie in guter Hut sind. An die Scheibe eines Kupes erster Klasse drückt sich ein blaßes Mädchen Gesicht. „Hier war's, Hans“, flüstern die rothen Lippen, „wo wir damals dem schrecklichen Unglück entgingen, zwei Jahre ist es wohl her!“ Und der Angeredete, ein blonder, schöner Mann, lächelt und küßt seine junge Frau zärtlich auf das braune Haar.

Folgen der Biersteuer in Bayern.



Seit dem Inkrafttreten der neuesten Biersteuererhöhung ist der Um-satz dieses edlen deutschen Nationalgetränkes ins Ungeheure gestiegen. Zu Tausenden sieht man den waterlandstreuen Bürger ins Bierhaus schreiten; frant er bisher lediglich aus unstillbarem Durst, so trinkt er jetzt für's Vaterland, das auch die Gattin über alles liebt, und dem zu Liebe sie sich die Gardinenpredigt — abzuwöhnen versucht.

Hat der Bahnwärter die beiden Ge-sehen?

Hat er das blaße, schöne Gesicht am Fenster wiedererkannt? Sie können ihm ruhig ihr junges Glück anvertrauen. Er steht auf seinem Posten. Immer wird er da stehen, einsam, pflichtgetreu, in seiner Art ein Held.

Weiteres von der türkischen Post.

Obwohl man meinen sollte, daß das vorzügliche Arbeiten der fremden Posteinrichtungen auf die der Türkei allmählich anstehend wirken müßte, ist hiervon nicht die Rede. Zwar hat die Türkei nicht mehr, wie früher, die verschiedenen Marken für Ausland, Inland und Druksachen, aber sie legt dem Bordingen der europäischen Posteinrichtungen Steine in den Weg, wo sie kann. Ein Italiener plagt darüber dem „Beniero latino“ sein Leid. Vor einiger Zeit war er in Saloniki eine Hand voll Briefe in einen türkischen Briefkasten. Trotz wochenlangen Wartens aber traf auf keinen eine Antwort ein, so daß er schließlich zur Postdirektion ging und sich beklagte. Der Direktor empfängt ihn mit bestrickender Liebenswürdigkeit, bietet ihm Kaffee und Zigaretten an und fragt, in welchen Kasten die Briefe geworfen worden seien. Da klärt sich dann alles auf: es ist des Landes nicht Brauch, daß die Aus-briefkästen, die neben den Hauptbrief-kästen bestehen, geleert werden! Sofort wurde nun ein Diener geschickt, um den Kasten zu holen. Dann darf der Italiener sich seine Briefe heraus-suchen und hat das Veranügen, zu sehen, wie der Postdirektor in aller Seelenruhe die übrigen Briefe in's Feuer wirft, da sie ja mittlerweile doch zu alt geworden seien!

Gedankensplitter.

Man soll die Frauen nehmen wie sie sind — oder gar nicht.

Die tyrannischste Frau ist eine Sklavin der — Mode.

Mancher will das Glück beim Schopfe fassen — und er muß Haare lassen.

Manche Sorge wird erst durch liebevolle Pflege groß und hart.

Falter heften sich leichter die Flü-gel als Hühner und Gänse.

Was die Leute ihr „Vergnügen“ nennen, ist oft recht traurig.

Geleit.

Freund: „Du schläfst immer bei offenem Fenster; ist Dir das nicht zu gefährlich?“

Student: Bewahre. In der ersten Zeit stieg ja hin und wieder ein Spießbube ein und sah sich in dem Zimmer um, aber jetzt läßt sich keiner mehr sehen!“

Im Zweifel.

Müller und Schulze besuchten einmal ihren Freund Krause. Der freut sich natürlich und sagt zu seinem Jungen: „Max, lauf mal oben ins Zimmer und hole mir meine Aste Zigaretten.“

Max nickt und rennt die Treppe hinauf. Nach einer Weile kommt er wieder, steckt seinen Kopf durch die Thüre und fragt: „Vater, meinst du die Zigaretten, die du selber rauchst oder die du verschenkst?“

Glaubhaft.

Ehemann (der Morgens erst nach Hause kommt): „Sei nicht böse, daß ich so spät komm, Weibchen; denk' Dir, dem Ochsenwirth seine Schwiegermutter ist gestern Abend plötzlich gestorben, und da haben wir bis jetzt ge-sehen und ihn... getröstet!“

Fachgemäß.

A.: „Welche von den Töchtern des reichen Fleischermeisters hat denn eigentlich Hochzeit?“

B.: „Natürlich die älteste!“

Warum soll denn das so selbstverständlich sein?“

„Weil der Bräutigam Weinhändler ist und als solcher doch wohl einem älteren Jahrgange den Vorzug geben wird!“

Gegenläde.

A.: „So verdrießlich?“

B.: „Ja, habeVereger gehabt. Meine Frau kann sehr gut lachen, will aber nicht und besteht darauf, daß ich eine Köchin engagire!“

A.: „Da bist Du immer noch besser dran, wie ich. Meine Frau kann nicht lachen, thut's aber trotzdem!“

Schredlich.

Riele: „Na, Niene, wie gefällt's Dir hier in der Stadt?“

Niene: „Oh, die war schon gut; aber die Herrin ist krank und muß den Doktor insulitiren. Jetzt soll ich in die Synothete gehen und für zehn Pfennig Rinzeros-Del holen.“

Bertrauenssache.

Vater (zum Sohn, der bei einem Metzger in der Lehre ist): „Darfst Du denn auch schon beim Würsternmachen mithelfen?“

Sohn: „Mithelfen darf ich schon — aber im ersten Jahre werden mir die Augen noch verbunden!“

Der Genügeme.

Als Jemand einmal fragte, welches wohl der glücklichste Mann wäre, der, welcher eine Million hätte, oder der, der sieben Töchter habe, erzielte er die Antwort: Der letztere, denn derjenige, der eine Million hat, will immer noch mehr haben wollen, und der, der sieben Töchter besitzt, hat vollkommen genug daran.

Zweibeutig.

Herr: „Jean, ich habe Dir doch gesagt. Du sollstest mich sofort holen, wenn Jemand käme.“

Dienet: „Ich habe Euer Gnaden im Haus und Garten gesucht, aber Sie nicht gefunden.“

Herr: „Ach, Du bist ein Esel, der seines Gleichen nicht findet.“

Aus der Schule.

Ein Lehrer, der seine Schüler gern verblüffe, fragte einmal, ob sie zwölf Thiere der Gegend nennen könnten. Alles schweigend. Nur ein kleiner Junge war schnell bei der Hand und antwortete stolz: „Sechs Seehunde und sechs Eisbären.“

Es war einmal.

Gast: „Ja, hören Sie mal, Keller-ner, das ist doch arg; die Speisekarte enthält alle möglichen Gerichte und immer, wenn man etwas bestellt, heißt es: Bedauere, ist nicht mehr da. Ich glaube, Sie haben diese Sachen nur zum Remommiren auf der Karte?“

Kellner: „O nein, mein Herr, die sind alle einmal bagetefen!“

Sehr richtig!

Mutter: „Aber Ernst, wie siehst Du wieder aus? Hast Du jemals gesehen, daß ich so schmutzige Hände gehabt habe?“

Ernst (zwischen Thänen und Unwillen kämpfend): „Aber Mama, als Du so klein warst wie ich, da habe ich Dich ja noch gar nicht gekannt!“

Leiser Wind.



... O, es ist schließlich besser, man betrach nicht!

„Aber, Herr Direktor, kennen Sie denn nicht das Sprichwort: „Das Bessere ist der Feind des Guten!““